



Ein revolutionärer Perspektivwechsel und die tragische Schuld der Kirche oder: Von der Notwendigkeit und Unmöglichkeit zu hören, ohne zu deuten

von Holger Zaborowski

Revolutionär ist der Perspektivwechsel, der sich in diesen wenigen Zeilen des Grundtextes des Forums 1 des Synodalen Weges zeigt: Die Kirche „muss auf die Stimme derer hören, die von kirchlichem Machtmissbrauch betroffen waren und sind. In ihnen wird nach dem Zeugnis der Hl. Schrift (Mt 5,1–12; Mt 25,31–46) die Stimme Christi vernehmbar. Ihr Schrei ist ein besonderer ‚locus theologicus‘ für unsere Zeit.“ Dieser Perspektivwechsel war notwendig, lange schon. Er erfolgte spät, in vielen Fällen zu spät. Er folgt der radikalen Botschaft des Evangeliums, und trotzdem

war und ist er umstritten, weil es in ekklesiologischen Fragen für viele immer noch einen unbedingten Primat der überlieferten Strukturen gibt. An bestimmten Machtverhältnissen darf man nicht rütteln. Festgefügte Strukturen zeigen sich als sakrosankt. In diesem Text wird aber ausdrücklich gefordert, die Kirche müsse „die Strukturen, in denen sie ihre Macht lebt, immer neu auf den Prüfstand stellen“.

Der Fokus auf traditionelle Strukturen erklärt auch den Streit darüber, ob man vom „Lehramt der Betroffenen“ sprechen dürfe. Warum denn eigentlich nicht? Ließe sich nicht damit die Autorität unterstreichen, die man nun – endlich – den Betroffenen zuspricht? Was wäre an einer solchen Metapher – denn darum handelt es sich – falsch? Zeigt nicht gerade die Ekklesiologie, wie metaphorisch theologische Rede sein kann? Nein, sobald es lehramtlich wird, muss Distanz gewahrt bleiben. Unterschiede müssen markiert werden, damit es nicht zu Missverständnissen kommt. Das Ringen um einen angemessenen sprachlichen Ausdruck führte dazu, den „Schrei“ der Betroffenen als einen „locus theologicus“ zu verstehen. Das ist kein schlechter Ersatz für das „Lehramt der Betroffenen“. Die Dramatik dieser Rede verweist darauf, dass sich dieser Schrei nicht mehr überhören lässt. Dass er zur Kenntnis zu nehmen ist. Dass ihm als „Ort“ der Theologie eine besondere Bedeutung zukommt. Dass er Theologie und Glauben, Kirche und Amt, Macht und Strukturen zu ändern hat. Dieser Schrei steht, das zeigen diese Zeilen auch, im Schatten des Schreis Christi. In ihm klingt das Kreuz, die Gottverlassenheit Jesu, sein Gebet in Todesangst nach. In den Betroffenen zeigt sich nicht nur die Stimme Christi, sondern Christus selbst. Das ist irritierend für alle, die Christus gerade dort nicht suchen (wollen) und die allzu oft auch noch sein Sich-Zeigen zu beherrschen suchen.

Und doch bleibt eine Ambivalenz – gerade auch in diesen Worten, die sich um eindeutige Stellungnahme bemühen, die ernst nehmen, was so lange verdrängt und verleugnet wurde, und die zum Hören gemahnen, wo bis vor kurzem die kirchlichen Ohren auf taub gestellt waren. Denn gerade mit der Positionierung des Schreis, seiner Verortung und Deutung findet auch eine Einordnung statt. „Locus theologicus“ ist – wie ja auch „Lehramt“ – eine theologische Kategorie. Somit wird der Schrei – und das heißt: nicht etwas Anonymes, sondern konkrete schreiende Menschen – durch die Kirche in ureigenen Begriffen interpretiert. Die Kirche kommt um diese Deutung nicht herum. Ja, sie muss, wenn sie das Skandalon des Missbrauchs wirklich an sich heranlässt und sich dadurch in ihrem Innersten verwundbar macht, es genau in einer solchen Weise deuten. Was geschehen ist, darf ihr nicht äußerlich bleiben. Sie kann und darf es sich nicht mehr fernhalten. Sie muss sich, so schwer dies ist, darum bemühen, den Betroffenen aus ihrer eigenen Logik heraus gerecht zu werden. Denn auf dem Spiel steht nichts, das sich für sie allein in der Sprache rein weltlichen Rechts oder einer säkularen Moral fassen ließe (so unverzichtbar diese Sprachen sind!).

Und doch wird die Kirche durch ihre Deutung wieder schuldig (und dies nicht, weil sie, wie manche Kritiker des Synodenpapiers argumentiert haben, die Opfer und ihr Leid kirchenpolitisch instrumentalisiert habe). Könnte nicht genau diese theologische Deutung die Betroffenen erneut verletzen? Allein die Möglichkeit, dass dies eintreten könnte, verstrickt die Kirche in eine weitere Schuld, von der sie sich nicht freisprechen kann. Gerade die Aufarbeitung von Schuld kann weiter in Schuld verstricken. Die Tiefe dieser Schuld, die man tragisch nennen kann, insofern sie unvermeidbar ist und sich aus oft besten Intentionen ergibt, ist noch längst nicht erfasst. Denn vielleicht wollen die

Betroffenen nicht mit „lehramtlicher“ Bedeutung geadelt oder theologisch verortet werden. Vielleicht können sie schon lange nicht mehr mit dem Psalmisten oder Jesus „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ beten. Vielleicht können sie es nicht ertragen, wenn in ihrem ureigenen Schrei die Kirche auch noch die Stimme Christi entdeckt. Vielleicht haben sie selbst noch keine Deutung dessen, was ihnen widerfahren ist. Vielleicht fehlen ihnen selbst die Worte und Kategorien. Vielleicht finden sie keinen Gott mehr. Vielleicht suchen sie auch nicht mehr nach Gott. Vielleicht wollen sie alles Mögliche – nur nicht mehr Gott erfahren. Vielleicht haben sie jede Hoffnung verloren und wissen selbst nicht mehr, wo sie eigentlich sind, wie sie Orientierung finden können, welche neuen Wege sich ihnen erschließen können.

In einem Interview mit DIE ZEIT hat Martin Schmitz, der Sprecher des Beirates der Münsteraner Missbrauchsstudie, kritisch auf Folgendes verwiesen: „Die Bischöfe kämpfen um Deutungshoheit.“¹ Zeigt sich in dieser Kritik nicht eine Mahnung an die gesamte Kirche, nämlich nicht vorschnell zu deuten und in dieser Deutung zumindest implizit – und manchmal sogar gegen die ausdrücklich geäußerte ehrliche Intention – erneut eine Hoheit zu beanspruchen? Schmitz spricht in diesem Interview auch davon, dass er in seiner Erfahrung des Missbrauchs „gnadenlos“ überfordert gewesen sei. Kann man von außen – als Mensch, der nicht betroffen ist, – ermessen, was mit dieser „Gnadenlosigkeit“ verbunden ist? Was diese Erfahrung für einen Menschen, sein Leben, seinen Glauben, seine Beziehungen, seine Entscheidungen bedeutet? Und wird man als nicht betroffener Mensch je alles hören können? Denn vielfach werden Betroffene nur – auch darauf verweist Schmitz – anderen Betroffenen gegenüber Vertrauen fassen können. Müsste die Kirche also

nicht noch mehr hören? Darum bitten, überhaupt hören zu dürfen, ohne schon verstehen zu können oder zu dürfen?

Es wäre an den Betroffenen selbst, wenn sie denn dies wollen und können, zu erzählen – ein jeder selbst, mit eigener Stimme. Ihnen obliegt die Deutung. Nur sie können sich positionieren und ihren Ort angeben. Entsprechend äußert sich der Historiker Thomas Großböltig, der Leiter der Münsteraner Missbrauchsstudie: „Der eigentliche Gestus der Kirche in der momentanen Situation selbst müsste meines Erachtens sein, als schuldbewusste Institution die Betroffenen darum zu bitten, ihre Positionen und ihre Vorstellungen für den Umgang mit sexuellem Missbrauch, Wiedergutmachung und Vergleichbares zu formulieren. Im zweiten Schritt wäre es dann an der Kirche darauf zu hoffen, dass sie von den Betroffenen aufgefordert wird, in diesem Prozess auch eine aktive Rolle zu übernehmen.“²

Wie mit der Ambivalenz, dem Dilemma, dass die Kirche deuten und verstehen muss, und dies doch noch gar nicht kann und darf, umgehen? Welche Sprache bietet sich an? Vielleicht stellt das, was geschehen ist, was Menschen im Namen Gottes erfahren mussten, das kirchliche und theologische Selbstverständnis noch radikaler in Frage, als wir heute zu denken vermögen. Vielleicht ist der Schrei der Betroffenen ganz ortlos oder nicht auf einen Ort zu reduzieren. Vielleicht eröffnet er einen dezidiert „nicht-theologischen“ Ort? Vielleicht sprengt er all die räumlichen Metaphern, mit denen wir uns – innerhalb (!) und außerhalb (!) der Kirche – verorten und Sicherheit zu gewinnen versuchen. Vielleicht kommen in ihm ganz neue Koordinaten zur Sprache? Der Anspruch des Anderen – liegt er nicht gerade darin, dass er zu Worte kommt, ohne dass seine Worte schon in ein Gedankengerüst eingeordnet werden

können? Kann die Kirche das aushalten? Würde sie damit nicht jede Hoffnung aufgeben? Oder würde gerade dies – sich radikal dem leidenden Anderen und seinem Schrei auszuliefern und darauf zu warten, vom Anderen zum Denken und Handeln eingeladen und aufgefordert zu werden – nicht ein radikales Zeugnis der Hoffnung auf Gott sein können? Könnte sich Gott nicht gerade dort, wo alle Ordnungssysteme und Deutungsschemata zerbrechen, zeigen? Und verfängt sich diese Frage nicht erneut in der Schuld, dass immer auch verstanden und eingeordnet werden will, was man hört, dass aber nicht alles, was man hört, schon verstanden und gedeutet werden darf – erfolgte dies auch in allerbester Absicht?

Endnoten

1 Die Zeit vom 09. Juni 2022, Christ und Welt, S. 2.

2 <https://www1.wdr.de/nachrichten/interview-grossboelting-100.html> (Stand: 20. Juni 2022).

